

Clemens-Brentano-Preis 2011 für Wolfgang Herrndorf

Der mit 10.000 Euro dotierte Clemens-Brentano-Förderpreis für Literatur der Stadt Heidelberg 2011 geht an Wolfgang Herrndorf. Er erhält den Preis für seinen Roman *Tschick* (Rowohlt Verlag, Berlin 2010). Wolfgang Herrndorf, geboren 1965 in Hamburg, studierte Malerei in Nürnberg. Er arbeitete als Illustrator beim Haffmanns Verlag und für die Zeitschrift *Titanic*. 2002 veröffentlichte er seinen Debütroman *In Plüschgewittern* (Zweitausendeins). 2007 folgte sein Erzählband mit dem Titel *Diesseits des Van-Allen-Gürtels* (Eichborn Verlag).

In der Jury-Begründung für den Brentano-Preis 2011 heißt es: »Wolfgang Herrndorf gelingt mit *Tschick* eine anrührende Geschichte zweier Halbwüchsiger, die sie als zwei moderne Taugenichtse in die bundesdeutsche weite Welt schicken. Sie begeben sich auf eine hochkomische Tour durch die deutsche Provinz. Herrndorfs

Sprache nimmt den Jugendslang auf und verwandelt sich in bleibende Literatur.«

Der Clemens-Brentano-Preis der Stadt Heidelberg wird seit 1993 jährlich im Wechsel in den Sparten Erzählung, Essay, Roman und Lyrik an deutschsprachige Autorinnen und Autoren vergeben, die mit ihren Erstlingswerken bereits die Aufmerksamkeit der Kritiker und des Lesepublikums auf sich gelenkt haben. Der Preis ist deutschlandweit einmalig, da die Jury sowohl mit professionellen Literaturkritikerinnen und -kritikern als auch mit Studierenden des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg besetzt ist.

Der Preis wird am 19. Juli 2011 durch Bürgermeister Dr. Joachim Gerner in Heidelberg an Wolfgang Herrndorfs Schriftstellerkollegin und Laudatorin Kathrin Passig überreicht, die den Preisträger Wolfgang Herrndorf vertritt.

Die Jury

Julian David Klevesath
Student (Heidelberg)

Uwe Kossack
Literatur-Redakteur
(Baden-Baden)

Ursula März
Literaturkritikerin (Berlin)

Marius Meller
Literaturkritiker (Berlin)

Scarlett Meyer
Studentin (Heidelberg)

Annika Helena Siewke
Studentin (Heidelberg)

Burkhard Spinnen
Schriftsteller (Münster)

Geleitwort des Oberbürgermeisters der Stadt Heidelberg



Mit dem Clemens-Brentano-Preis fördert die Stadt Heidelberg erfolgsversprechende Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die bereits durch erste Veröffentlichungen auf sich aufmerksam gemacht haben und für ihre weiteren Projekte Unterstützung verdienen. Der Preis ist mit 10.000 Euro dotiert und wird seit 1993 alternierend in den Sparten Essay, Erzählung, Lyrik und Roman vergeben. Dieses Jahr wurde der Preis dem Autor Wolfgang Herrndorf für seinen Roman *Tschick* zuerkannt. »*Tschick*«, so beschreibt es die Frankfurter Allgemeine Zeitung treffend, »erzählt von einem Aufbruch, einer Freundschaft und einer Rückkehr, es ist ein Road-Movie und eine Coming-of-Age-Story, ein Abenteuer- und ein Heimatroman. Vor allem aber ist es ein großartiges Buch, egal, ob man nun dreizehn, dreißig oder gefühlte dreihundert ist.«

Die Zusammenarbeit mit Studierenden des Germanistischen Seminars der Universität Heidelberg ist das besondere und einzigartige Charakteristikum des Clemens-Brentano-Preises der Stadt Heidelberg. Die Dozentinnen Dr. Michaela Kopp-Marx und Dr. Friederike Reents betreuen jährlich im Wintersemester das Seminar »Praxis der Literaturkritik am Beispiel des Brentano-Preises«, aus dem drei Studierende in die Jury des Brentano-Preises gewählt werden und dort zusammen mit professionellen Literaturkritikerinnen und -kritikern den Preisträger auswählen. Die Arbeit der Jury in dieser Zusammensetzung ist nicht nur äußerst spannend, sie bietet den Studierenden zugleich die Möglichkeit, wertvolle Erfahrungen im Literaturbetrieb zu sammeln.

Ich danke an dieser Stelle den beiden genannten Dozentinnen sowie den studentischen Jury-

Mitgliedern Julian Klevesath, Scarlett Meyer und Annika Siewke für ihre engagierte Mitarbeit bei der Preisvergabe 2011. Ebenso danken möchte ich Uwe Kossack, Ursula März, Marius Meller sowie Burkhard Spinnen, die nun als Profis vier Jahre lang Mitglieder der Jury waren. Sie werden im Zuge der Preisvergabe 2012 abgelöst durch die Literaturkritikerinnen und -kritiker Markus Clauer, Ina Hartwig, Felicitas von Lovenberg und Hubert Winkels.

Wolfgang Herrndorf gratuliere ich sehr herzlich zum Clemens-Brentano-Förderpreis 2011 und wünsche ihm alles Gute.

A handwritten signature in black ink, reading "Eckart Würzner". The script is fluid and cursive, with the first letters of "Eckart" and "Würzner" being capitalized and prominent.

Dr. Eckart Würzner
Oberbürgermeister

»Wenn man erst anfängt, mit Slang um sich zu schmeißen, wird man doch schon im nächsten Jahr ausgelacht.«

Kathrin Passig im Gespräch mit dem Preisträger Wolfgang Herrndorf

■ *In der Rowohlt-Revue hieß es schon vor Erscheinen Ihres Buches: »Bei einer bestimmten Sorte Bücher schreiben Rezensenten so verlässlich wie einfallslos: Salinger, Fänger im Roggen, Holden Caulfield«. Ein Versuch, gleichzeitig den Salinger-Vergleich ins Gespräch zu bringen, sich ironisch davon zu distanzieren und die Rezensenten zu mehr Originalität anzuhalten. Hat das funktioniert?*

Wolfgang Herrndorf: Ich musste eine Runde Bier ausgeben, als die erste Rezension ohne Salinger erschien. Aber es hat eine Weile gedauert.

■ *Und wie ist das so? Ärgerlich, weil man sieht, wie sich der Aufziehschlüssel im Rücken des Rezensenten dreht? Oder heimlich doch schmeichelhaft?*

Man wird ja nicht wirklich mit der Schreibkunst Salingers verglichen. Von der man, wie man sich bei den kenntnislosen Nachrufen auf den Mann zuletzt überzeugen konnte, im deutschen Feuilleton ohnehin kaum noch eine Ahnung hat. Sondern mit dem Thema seines vermeintlichen Hauptwerks.

■ *Sie halten den »Fänger im Roggen« nicht für sein Hauptwerk?*

Nein. *Nine Stories*. Aber egal, ist ja beides toll.

■ *Was hat Sie an den Nachrufen gestört?*

Man bekam nicht den Eindruck, es sei gerade einer der größten Schriftsteller

des zwanzigsten Jahrhunderts gestorben, sondern irgendein menschen-scheuer, nicht mehr schreibender, filme-hassender Waldschrat. Wenigstens, was filmehassend und nicht schreibend betrifft, hätte man mit zehn Sekunden Googeln das Gegenteil rausfinden können. Und wie man in vielen in den USA kurz nach seinem Tod aufgetauchten Zeugnissen lesen konnte, war es mit »menschen-scheu« auch nicht weit her.

■ *Dann sprechen wir jetzt mal über »Tschick«. Warum ein Jugendroman?*

Ich habe um 2004 herum die Bücher meiner Kindheit und Jugend noch mal gelesen, *Herr der Fliegen*, *Huckleberry Finn*, *Arthur Gordon Pym*, *Pik reist nach Amerika* und so. Um herauszufinden,

ob die wirklich so gut waren, wie ich sie in Erinnerung hatte, aber auch, um zu sehen, was ich mit zwölf eigentlich für ein Mensch war. Und dabei habe ich festgestellt, dass alle Lieblingsbücher drei Gemeinsamkeiten hatten: Schnelle Eliminierung der erwachsenen Bezugspersonen, große Reise, großes Wasser. Ich habe überlegt, wie man diese drei Dinge in einem halbwegs realistischen Jugendroman unterbringen könnte. Mit dem Floß die Elbe runterschien mir lächerlich. In der Bundesrepublik des 21. Jahrhunderts als Ausreißer auf einem Schiff anheuern: Quark. Nur mit dem Auto fiel mir was ein. Zwei Jungs klauen ein Auto. Da fehlte zwar das Wasser, aber den Plot hatte ich in wenigen Minuten in meinem Kopf zusammen.

■ *Mit generationsspezifischen Ausdrücken und Angewohnheiten sind Sie dabei sparsam umgegangen. Trotzdem muss man ja herausfinden, was 1995 Geborene so mit ihrer Zeit und ihrem Geld anfangen. Sie sind Jahrgang 1965, woher wissen Sie das?*

Ich weiß es nicht. Aber das kam mir gar nicht so problematisch vor, dass es sich um Jugendliche handelt.

■ *Natürlich ist das problematisch. Wie kommt man zu der Überzeugung, dass die Jugendlichen schon genau so sein werden wie man selbst?*

Nicht problematischer als Handwerker, Ärzte oder Lokführer, wenn man die im Roman auftauchen oder sprechen

lässt. Ich glaube nicht, dass Jugend ein spezielles Problem darstellt, auch wenn Scheitern da oft spektakulärer wirkt. Meine aktuelle Lieblingsstelle ist aus Nick Hornbys *Slam*, da sagt der jugendliche Ich-Erzähler allen Ernstes: »Zum Beispiel konnte ich plötzlich zwei neue Skatingtricks, nachdem ich mich wochenlang öffentlich blamiert hatte. (Ich nehme mal an, nicht alle von euch sind Skater, also sollte ich eins lieber gleich sagen, damit es nicht zu schrecklichen Missverständnissen kommt. Skating = Skateboardfahren. Wir sagen nie Skateboardfahren, also hab ich das Wort hier in dieser Geschichte zum letzten Mal verwendet. Und falls ihr so blöd seid, euch vorzustellen, ich würde Faxen auf dem Eis machen, selber schuld.)«

■ *Das ist Wahnsinn.*

Ja, das ist Wahnsinn. Wobei ich mir nicht einbilde, es perfekt gemacht zu haben. Ich hab meinem Erzähler einfach zwei Wörter gegeben, die er endlos wiederholt, und den Rest über die Syntax geregelt. Wenn man erst anfängt, mit Slang um sich zu schmeißen, wird man doch schon im nächsten Jahr ausgelacht.

■ *In Ihrem Blog heißt es:*

»Ich bin Schriftsteller, und man wird nicht glauben, dass Literatur mich sonst kaltgelassen hätte. Aber was jetzt zurückkehrt beim Lesen, ist das Gefühl, das ich zuletzt in der Kindheit und Pubertät regelmäßig und danach nur noch sehr sporadisch und nur bei weni-

gen Büchern hatte: dass man teilhat an einem Dasein und an Menschen und am Bewusstsein von Menschen, an etwas, worüber man sonst im Leben etwas zu erfahren nicht viel Gelegenheit hat, selbst, um ehrlich zu sein, in Gesprächen mit Freunden nur selten und noch seltener in Filmen und dass es einen Unterschied gibt zwischen Kunst und Scheiße. Einen Unterschied zwischen dem existenziellen Trost einer großen Erzählung und dem Müll, von dem ich zuletzt eindeutig zu viel gelesen habe, eine Unterscheidung, die mir nie fremd war, aber unter Gewohnheit und Understatement lange verschüttet.«

Was war der Müll, von dem Sie zu viel gelesen haben? Und wo würden Sie »Tschick« einordnen? Kunst oder

Scheiße? Große Erzählung oder Müll?

Da können Sie nicht ernsthaft eine Antwort erwarten. Zum Müll: Ich kann mich zum Glück nicht an vieles erinnern. Ich lese auch nicht allzu viel Gegenwartsliteratur, aber ich bin der König des ersten Kapitels. Ich hab von fast allem, was rauskommt, mindestens das erste Kapitel gelesen. Oder eine Seite oder einen Absatz. Der Segen des Älterwerdens: Man braucht nur noch einen Absatz, um zu wissen, dass einen was nicht interessiert. Mitunter reicht auch schon der erste Satz: »Vom Licht wussten sie alles.« Zack, nächstes Buch.

■ *Versetzen wir uns ins Jahr 2030. Ihr Buch ist seit zehn Jahren Schullektüre.*

Neuntklässler stöhnen, wenn sie den Namen Wolfgang Herrndorf hören. Welche Fragen zum Buch müssen in Aufsätzen beantwortet werden?

Ich fürchte, man wird sich im Deutschunterricht am Symbolträchtigen aufgehängen, an der Schlusszene ...

■ ... in der Maik unter Wasser in einem Swimmingpool die Hand seiner Mutter hält, während oben die Polizei wartet ...

... oder an der Szene mit dem Elixier. Das bin ich jetzt auch schon häufiger gefragt worden, was das für ein Elixier ist, das der Alte mit der Flinte den beiden da aufdrängt. Aber das weiß ich ja auch nicht. Das war nur, weil mich beim Schreiben jemand auf die

»Heldenreise« aufmerksam machte, ein Schema, nach dem angeblich fast jeder Hollywood-Film funktioniert. Da müssen die Protagonisten unter anderem immer ein solches Elixier finden. Hab ich natürlich gleich eingebaut.

■ Nur damit Ihre Helden es eine Minute später aus dem Fenster schmeißen ... ist das eine subtile Kritik an irgendwelchen Erzählformen?

Nein, bestimmt nicht. Allgemeine Ansichten zur Literatur habe ich nie gehabt und nie verstanden. Mehr Engagement! Mehr Realismus! Mehr Relevanz! Ist doch alles Quatsch. Sobald Schriftsteller irgendeine Form von Theorie ausmünzen, läuft sie immer

sofort darauf hinaus, dass zum allgemeinen Ziel erklärt wird, was der Autor selbst am besten kann und schon seit Jahren praktiziert. Das sind keine Theorien, das ist das, was sich heranbildet in kleinen Hasen, wenn es nachts dunkel wird im großen Wald.

■ Gustav Seibt stellt »Tschick« in seiner Besprechung für die Süddeutsche Zeitung in die Tradition der deutschen Romantik, Tieck, Eichendorff. Sie verwandeln, meint Seibt, »das vermeintlich bestens bekannte und erschlossene Mitteleuropa südlich von Berlin in ein zauberisches Irgendwo«. »Tschick« als ein Buch der deutschen Romantik, geschrieben mit amerikanischen Mitteln. War das tatsächlich so beabsichtigt?

Ich weiß nicht, ob Seibt das so meint, aber das wäre ja generell erst mal nicht falsch. Nur dass man von »beabsichtigt« bei mir nicht wirklich sprechen kann. Ich plane so was nicht und denke mir beim Schreiben meistens erst mal nicht viel außer »es sollte nicht langweilig sein« und wo das dann hinsteuert, kann einem bei einem Roadmovie ja auch angenehm egal sein ... ich merke gerade, dass ich mich in erz-romantische Positionen verrenne.

■ *In Wirklichkeit verlassen Sie Berlin doch nie. Was hat es mit den Landschaften auf sich, die Maik und Tschick durchreisen, wo gibt es diese Mondlandschaften? Wo die Berge, »ungeheuer hoch und mit Steinzacken obendrauf«?*

Im Gegensatz zu meinen Helden bin ich nie in Ostdeutschland gewesen und habe die Reise nur mit Google Maps unternommen. Da kann man von oben nicht sehen, wie hoch die Berge sind. Aber ich war nie ein großer Freund der Recherche. Ich habe versucht, Gegenden zu beschreiben, wie Michael Sowa sie malt: Auf den ersten Blick denkt man, genau so sieht es aus in der Natur! Und wenn man genauer hinschaut, sind es vollkommen durchkonstruierte Sachen, die archetypischen Landschaften wie in idealen Tagträumen.

■ *Maiks Mutter ist Alkoholikerin, auch Tschick hat ein Alkoholproblem. Warum gleich zwei Trinker? Das Buch handelt ja von etwas ganz anderem.*

Das liegt daran, dass ich das Buch mit einer großen Unterbrechung in zwei Zügen geschrieben und das nicht gemerkt habe. Also, es ist mir dann natürlich selbst aufgefallen, aber ich hab es auch nicht mehr geschafft, es ganz rauszuschmeißen.

■ *Warum nicht?*

Meine Güte, ich war in Eile. Ich hab das Kapitel, wo Tschick in die Klasse kommt, an einem Tag zusammengehauen. Da war irgendwie so ein Ansatz zum Alkoholismus bei ihm und ... Ich hab versucht, das noch relativ dezent abzubiegen. Am Anfang war sogar geplant, dass Tschick durch den Roman durchsäuft oder so. Und das kollidierte dann zu sehr mit der Mutter, so dass

er jetzt nur noch in der ersten Szene schwer nach Alkohol riecht. Es gibt ja auch andere Dopplungen, das ist mir erst später aufgefallen, dass es zwei Krankenhausszenen gibt. Der alte Mann war auch doppelt, der eine ist jetzt ein junger Mann, der sieht dem alten überhaupt nicht mehr ähnlich. Dafür gibt's im nächsten Buch schon wieder einen Alten, der mit einem Gewehr schießt. Den krieg ich auch nicht mehr rausgeschrieben.

■ *Besitzt Ihr Vater nicht eine Winchester?*

Jajaja. Erzählen Sie mir was Neues.

■ *Man hat ja oft einen bestimmten Leser im Kopf, für den man schreibt. Wer*

war das bei »Tschick«? Ein 14-jähriger Herrndorf?

Geht Ihnen das so beim Schreiben?

■ *Schon. Keine konkrete Person, aber einen schlauen Leser, der alles kapiert.*

Ja, das ist auch ein Leser, den ich mir immer vorstelle. Wenn ich kompliziertere Sachen schreibe, denke ich mir einen freundlich zugewandten Leser, der intelligent genug ist und auf der Höhe seines geistigen Horizonts versuche ich dann auch herumzukrebsen. Aber bei diesem Jugendroman war das nicht so. Wenn man einen Roman für Vierzehnjährige macht, dessen Erzähler einfach genug ist, um auch für Elfjährige verständlich zu sein, muss man auf

weiter nichts Rücksicht nehmen. Das Buch kapiert einfach jeder.

■ *In Ihrem nächsten Buch geht es um Amnesien, Explosionen und geheime Ultrazentrifugenbaupläne. Also ein Thriller.*

In gewisser Weise. Man kann das Ganze aber auch dem Genre des Trotteleromans zuschlagen. Alle handelnden Personen sind Trottel. Die Araber sind dumm, faul und stinken, die Europäer sind ausnahmslos arrogante Rassisten und Päderasten, die Amerikaner foltern alles, was ihnen in den Weg kommt, und hinter allem stecken – selbstverständlich – die Juden.

■ *Irgendwelche Vorbilder in diesem Genre?*

Bei Thrillern kenne ich mich selbst nicht aus. Für den Ton hatte ich so Stendhal im Hinterkopf.

■ *Stendhal hat nie über Spionage geschrieben ...*

... doch, hat er, jedenfalls über so ein Komplotz zur napoleonischen Zeit ...

■ *... na gut, aber viele andere Autoren interessieren sich einfach nicht für unterschiedliche Genres, sondern kleiden nur ab und zu Themen und Figuren neu ein, Terry Pratchett, Martin Walser. Ihr eigener Output ist ziemlich eklektisch. Berlin-Popliteratur, Kurzgeschichten, Jugendroman, Thriller ...*

Als nächstes liegt hier ein Konzept

für Science Fiction rum.

■ *Braucht es dafür Sportsgeist? Oder Langeweile mit dem Ausprobierten?*

Bei mir ist es eher Steuerungsunfähigkeit. Auf die meisten Sachen komme ich, wenn ich irgendwas Mittelmäßiges sehe oder lese. Schlechte Sachen sind zu schlecht, bei guten fällt mir vor Bewunderung nichts ein, aber bei Mittelmäßigem denke ich ganz oft, man müsste nur hier und da ein bisschen an den Stellschrauben drehen ... und so weiter. In welchem Genre ich damit lande, ist zweitrangig.

Außerdem hatte ich mit diesem Thriller im Ernst mal die Absicht, einen Bestseller zu schreiben. Das hat nichts mit Kunst oder ihrem Gegenteil zu tun,

das hat nur damit zu tun, dass man es irgendwann leid ist, in einer 1-Zimmer-Hinterhofwohnung zu wohnen.

■ *Aber die Sache mit dem Bestseller hat »Tschick« ja jetzt erledigt.*

Das kann ich mir auch nicht erklären, woran das liegt. Buchhandel, Werbung, Rezensionen – keine Ahnung. Mein Lektor warf neulich die Theorie ein, »es könnte auch am Buch liegen«. Aber ich bin vom Literaturbetrieb so gründlich durchdesillusioniert, dass ich das nicht glaube.

■ *Welche Illusionen waren das, die Sie da verloren haben?*

Illusionen ist vielleicht auch übertrie-

ben, ich komme ja schon von der Malerei, da ist es ähnlich, oder noch schlimmer. Roger Willemsen hat neulich was Kluges dazu gesagt. Er hatte das sehr elegant formuliert, dass es im Literaturbetrieb etwa ein Dutzend Gruppen gibt in Deutschland, meistens Kritikerzusammenballungen mit ein paar Autoren, die der Kritiker immer wieder bespricht und die auch untereinander auf ungute Weise zusammenhängen und dann auch das Übliche mit den Preisvergaben ... aber das ist uninteressant. Fragen Sie Willemsen, der konnte das so formulieren, dass es interessant war.

■ *Sie haben Malerei studiert und aufgegeben, warum?*

Ich konnte nicht das, was ich wollte. Außerdem war man mit Realismus und Lasurmalerei an einer Kunsthochschule in den Achtzigern nicht wirklich gut aufgehoben. Ich hab am Ende nur noch Comics gemacht. Bei denen wurden dann irgendwann die Bilder immer kleiner und der Text immer größer und irgendwann gab es überhaupt keine Bilder mehr. Und ich war auch froh, mit bildender Kunst nichts mehr zu tun zu haben.

■ *Was ist besser an der Literatur als an der Malerei?*

Die Kundenfreundlichkeit. Es ist ein großer Nachteil der bildenden Kunst gegenüber der Literatur, dass man sich auch große Quadratmeter Unsinn

schmerzfrei ansehen kann. Man kann auch die Augen schließen und nach zwei Sekunden weitergehen. Als Leser, der in einem Tausend-Seiten-Roman feststeckt, ist man sehr lange sehr allein und bekommt leicht Kopfschmerzen. Das hat in der Evolution der Literatur etwas Grundsolides und angenehm Konventionelles wie den Roman hervorgebracht. Da wird es die bildende Kunst nicht mehr hinbringen. In 200 Jahren wird außerdem völlig klar sein, dass die Leistung der bildenden Kunst der Jahrtausendwende *Grand Theft Auto* war und nicht dieser subventionierte Nachdenkquatsch in zehn Meter hohen Hallen, hergestellt von Leuten mit drei Zahnrädern im Gehirn und begutachtet von Leuten ohne ein einziges.

■ *Sie haben für die »Titanic« sogar mal Prominentenfotos abgemalt, weil das für die Redaktion billiger war, als die Bildrechte einzuholen. Wenn Sie als Maler so erfolgreich gewesen wären wie als Autor, würden Sie dann auch so harsch über die bildende Kunst urteilen?*

Schwer zu sagen. Aber ich hatte diese Einstellung im Wesentlichen auch schon vor dem Studium. Im Übrigen habe ich von meiner Malerei zehn Jahre lang leben können. Was in dem Bereich auch so eine Art Erfolg ist.

■ *Maik und Tschick lassen beim Aufbruch in die Walachei ihre Handys zurück, Zitat: »damit nicht jeder Schwanzlutscher uns orten kann«.*

In Literatur und Drehbuch wurden in den letzten 15 Jahren alle Begründungen durchprobiert, warum die Figuren als Erstes ihrer Handys entkleidet werden müssen. Natürlich macht das die Arbeit des Autors einfacher, aber es kann ja nicht ewig so weitergehen. Wird die Literatur das Handy eines Tages assimilieren, so wie sie ja auch die Einführung des Festnetztelefons nach einer Weile verkraftet hat? Werden Autoren neue Erzählstrukturen finden, die weniger als heute auf ungleiche Informationsverteilung und Unerreichbarkeit angewiesen sind?

Als 2002 *Infernal Affairs* rauskam, war ich sehr begeistert. Da hab ich zum ersten Mal einen eleganten, plotfö-

dernden und fortschrittlichen Umgang mit Handys im Kino gesehen und ich dachte eine Weile, dass sie das Spannungsproblem jetzt vielleicht in den Griff kriegen.

■ *Im Film, ja. Bei »The Wire« geht es viele Folgen lang zentral um die Handys der Dealer.*

In *Wie die Tiere* bei Wolf Haas gibt es auch eine gute Handyszene: Er sitzt im Flakturm im Wiener Augarten im Dunkeln, hat keinen Empfang und versucht, sich im Licht des Displays zurechtzufinden. Aber das sind Ausnahmen. Seitdem ist meines Wissens nicht viel nachgekommen, weder im Kino noch in der Literatur. Schon *Departed*, das Remake von *Infernal Affairs*, war ja vollkommen

altbacken. Und ich selbst hab's auch nicht so mit Handys. Den Krimi, an dem ich gerade schreibe, habe ich jedenfalls vorsichtshalber 1972 angesiedelt und zwar genau aus diesem Grund.

■ *Wirklich aus diesem Grund?*

Na ja, der ist ja am Reißbrett entworfen. Ich habe mir überlegt, Spannung, ich kann keine Spannung, und wenn ich jetzt noch ein Handy habe, mein lieber Mann, wie soll ich das denn regeln? Ich will Verfolgungsjagden in der Wüste!

■ *Vielen Dank für das Gespräch!*

Berlin, Januar 2011

(In gekürzter Version wurde das Interview veröffentlicht bei www.faz.net)



Der Preisträger



Wolfgang Herrndorf, geboren 1965 in Hamburg. Studium der Malerei in Nürnberg. Arbeitete als Illustrator für den Haffmans-Verlag und für die Zeitschrift *Titanic*. 2002 erschien sein Debütroman *In Plüschgewittern*. 2007 erhielt Herrndorf für seinen Erzählband *Diesseits des Van-Allen-Gürtels* den Deutschen Erzählerpreis, mit dem sein »ironisches und melancholisches Spiel mit zeitgenössischen Wirklichkeiten« (Jurybegründung) ausgezeichnet wurde. 2004 gewann er zudem den Kelag-Publikumspreis in Klagenfurt.

Mit *Tschick* wurde Wolfgang Herrndorf 2011 für den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Belletristik nominiert. Der »träumerische, schräge, lustige und überaus liebevolle Roman« (Süddeutsche) stand auf der Bestsellerliste und besticht mit einer Sprache »präzise bis ins Detail, liest sich dabei aber immer so locker, dass man leicht vergisst, wie schwierig so ein selbstverständlicher Ton hinzubekommen ist.« (FAZ)

Wolfgang Herrndorf schreibt im Internetforum *Wir höflichen Paparazzi* und auf dem preisgekrönten Weblog *Riesenmaschine*. Wolfgang Herrndorf lebt als freier Autor in Berlin.

Die Laudatorin

Kathrin Passig, geboren 1970 in Deggendorf, studierte Germanistik und Anglistik. Für ihre Erzählung *Sie befinden sich hier* erhielt Passig 2006 den Ingeborg-Bachmann-Preis und den Kelag-Publikumspreis bei den Klagenfurter Tagen der Deutschsprachigen Literatur.

2003 gründete Kathrin Passig mit Kollegen die virtuelle Firma *Zentrale Intelligenz Agentur*. Der von der ZIA betriebene Weblog *Riesenmaschine* erhielt 2006 den Grimme Online Award und 2007 den Erik-Reger-Preis der Zukunftsinitiative Rheinland-Pfalz. Kathrin Passig arbeitet in Berlin als Sachbuchautorin, zuletzt erschien *Verirren – Eine Anleitung für Anfänger und Fortgeschrittene* (Rowohlt 2010, zusammen mit Aleks Scholz).



Die bisherigen Preisträger

2010 | Essay

Sven Hillenkamp

Das Ende der Liebe.

Gefühle im Zeitalter unendlicher Freiheit

2009 | Erzählung

Andreas Stichmann

Jackie in Silber

Felicia Zeller

Einsam lehnen am Bekannten

2008 | Lyrik

Ann Cotten

Fremdwörterbuchsonette

2007 | Roman

Clemens Meyer

Als wir träumten

2006 | Essay

Stefan Weidner

Mohammedanische Versuchungen

2005 | Erzählung

Anna Katharina Hahn

Kavaliersdelikt

2004 | Lyrik

Raphael Urweider

Das Gegenteil von Fleisch

2003 | Roman

Andreas Maier

Klausen

2002 | Essay

Doron Rabinovici

Credo und Credit

2001 | Erzählung

Sabine Peters

Nimmersatt

2000 | Lyrik

Oswald Egger

Herde der Rede / Der Rede Dreh

Hendrik Rost

Fliegende Schatten

1999 | Roman

Norbert Niemann

Wie man's nimmt

1998 | Essay

Benjamin Korn

Kunst, Macht und Moral

1997 | Erzählung

Daniel Zahno

Doktor Turban

1996 | Lyrik

Barbara Köhler

Blue Box

Jörg Schieke

Die Rosen zitieren die Adern

1995 | Roman

Gabriele Kögl

Das Mensch

1993 | Erzählung

Günter Coufal

Am Fenster

Satzung über die Stiftung des Clemens Brentano Förderpreises für Literatur der Stadt Heidelberg

(Heidelberger Stadtblatt vom 28. April 1994) ¹

Aufgrund von § 4 der Gemeindeordnung für Baden-Württemberg in der Fassung vom 03. Oktober 1983 (GBl. Seite 578), zuletzt geändert durch Gesetz vom 08. November 1993 (GBl. Seite 657) hat der Gemeinderat der Stadt Heidelberg am 14. April 1994 folgende Satzung beschlossen:

§ 1

Die Stadt Heidelberg stiftet in Erinnerung an Clemens Brentano den Clemens Brentano Förderpreis für Literatur, der nach den Bestimmungen dieser Satzung vergeben wird.

§ 2

Der Brentano-Preis beträgt 10.000,00 € (zehntausend Euro). Er soll jährlich verge-

ben werden für die literarischen Gattungen: Erzählung, Essay, Roman, Lyrik.

§ 3

(1) Als Preisträger / Preisträgerinnen kommen Schriftsteller und Schriftstellerinnen in Betracht, die aufgrund ihrer bisherigen Arbeiten außergewöhnliche Leistungen auf dem Gebiet der Literatur erwarten lassen.

(2) Der Autor / die Autorin soll mindestens ein, aber nicht mehr als drei literarische Bücher in deutscher Sprache veröffentlicht haben.

Bei der Gattung Essay werden nicht nur Bücher, sondern auch Zeitungs- und Zeitschriftenveröffentlichungen berücksichtigt; es entfällt die Vorgabe, dass der Autor / die Autorin mindestens ein Buch veröffentlicht

haben muss. Bei Zeitungs- und Zeitschriftenveröffentlichungen sollten zwei weitere Texte entsprechender Qualität vorliegen.

(3) Bei den Gattungen Erzählung und Roman muss das auszuzeichnende Buch im Jahr vor der Preisvergabe erschienen sein. Bei den Gattungen Essay und Lyrik muss das auszuzeichnende Buch oder die auszuzeichnende Zeitungs- und Zeitschriftenveröffentlichung in den letzten beiden Jahren vor der Preisvergabe erschienen sein.

§ 4

(1) Über die Vergabe des Förderpreises entscheiden Persönlichkeiten, die von einer vom Kulturausschuss eingesetzten Kommission bestimmt werden. Diese Kommission besteht aus je einem/r Vertreter/-in der Fraktionen.

Der Förderpreis kann nur einmal an dieselbe Person verliehen werden.

(2) Der Förderpreis wird durch den/die gesetzliche/n Vertreter/-in der Stadt Heidelberg übergeben. Über die Verleihung wird eine Urkunde ausgehändigt.

§ 5 ²

Die Satzung tritt am Tage nach der öffentlichen Bekanntmachung in Kraft.

Gleichzeitig tritt die Satzung über die Stiftung des Brentano-Stipendiums der Stadt Heidelberg vom 13. August 1991 (HD-Amtsanzeiger vom 01. August 1991) außer Kraft.

¹ Geändert durch Satzung vom 5. April 2001

² Die Änderungssatzung vom 5. April 2001 tritt am 1. Juni 2001 in Kraft.

Impressum

Herausgeber

Stadt Heidelberg, Kulturamt

Redaktion

Alexandra Eberhard

Mitarbeit

Julia Münzer

Layout & Satz

Caroline Pöll, Heidelberg

Druckerei

City-Druck Heidelberg

Bildnachweis

Wolfgang Herrndorf:

© Mathias Mainholz

Kathrin Passig:

© Jan Bölsche

Weitere Informationen

www.heidelberg.de/kulturamt